

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

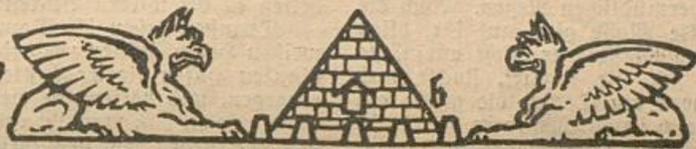
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933**

23.4.1933 (No. 17)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. No 17



23. April 1933

## Karl Preijendanz / Der Dichter Wilhelm Müller in Karlsruhe

Wilhelm Müller, der lebenswürdige Mensch, der lebenswerte Dichter der Griechen, Waldhornisten- und Müllerlieder, der Liebling deutscher Komponisten, er hat ein bisher unerschlossenes, nur engeren Kreisen von Verwandten und Verehrern bekanntes Tagebuch einer Rheinreise vom Jahr 1827 hinterlassen.

Schon vor hundert Jahren war die Existenz dieses vom Dichter und seiner jungen Frau Adelheid wechselnd geführten Diariums, eines Heftes in braunem Halblederband, den Freunden der Familie kein Geheimnis: Gustav Schwab, der Biograph des griechischen Freiheitspoeten, konnte es schon gleich nach seinem vorzeitigen Tod benutzen.

Doch erst bei der Dessauer Gedächtnisausstellung zur hundertsten Wiederverkehr seines Todes (1. 10. 1827) hat der Gedanke, diese Aufzeichnungen zu publizieren, feste Gestalt gewonnen. Das Diarium wird nicht in Deutschland aufbewahrt, doch wurde es von seinem Besitzer, Sir William G. Mac Müller, London, einem Enkel des Dichters, als Leihgabe für die Wilhelm-Müller-Gedenk-Ausstellung der Anhaltischen Landesbibliothek überlassen: W. Müller war der erste Vorstand der Dessauer Hofbibliothek, einer Gründung von 1820. Jetzt konnte Paul Bahl, Bibliotheksrat in Dessau, das Reisebuch in einem hübschen Bändchen mit andern ungedruckten literarischen Reliquien des Dichters allgemein zugänglich machen: „Wilhelm Müllers Rheinreise von 1827“, Dessau 1931.

Die Beschreibung der Reise selbst, die an zwei Monate währte und auf 357 Rth. kam, ist nicht im Gedanken an eine Publikation entstanden. Ihre Notizen halten lediglich Eindrücke von Land und Leuten, kleine Erlebnisse, Begegnungen und Besuche fest, völlig zwanglos und literarisch anspruchslos, wie eben das alles dem jungen Ehepaar Wilhelm und Adelheid im Verlauf des Reisens sich von selbst zubrachte.

It wohl in jeder Hinsicht Müllers römisches Tagebuch für der Kunst- und Literaturforscher ausgiebiger geführt, so bieten doch auch diese Notizblätter dem Freund des Dichters eine Fülle neuer Einblicke in seine Welt — und schließlich breitet sich fürs Gefühl des Wissenden eine besondere Wärme ungewollt über die ganze Reiseerinnerung: sie bedeutet ja einen Abschluß; denn ohne eigenes Wissen nahm Wilhelm Müller mit dieser schönen Fahrt von Dessau an den Rhein und nach Süddeutschland den großen Abschied von Welt und Leben, die er beide so innig liebte. Fünf Tage nach der Rückkehr, am 1. Oktober 1827, ist er plötzlich gestorben, ein Dreiunddreißiger, dem die Schönheit der Erde allzu früh entwand.

Wie er, der Hochgebildete und Feinkultivierte, alle Gegenden und Städte seiner Reiseroute empfand und beurteilte, muß den „lokalpatriotischen“ Leser im einzelnen Fall neugierig machen, und so interessieren uns besonders die Eindrücke, die das reisende Paar aus Baden und vor allem aus Karlsruhe mitnahm.

Nicht als hätte es hier außergewöhnliche Erlebnisse gehabt, nicht als hätten es Stadt und Menschen irgendwie überraschend

angemutet. Im Gegenteil, nach den eindrucksvollen Besuchen von Heidelberg und Schwetzingen mußte Karlsruhe etwas abfallend wirken. Die achttündige Wagenfahrt von Heidelberg nach Karlsruhe am 27. August, einem Samstag, gab genügend Gelegenheit, die Gegend rechts und links der Landstraße über Dangenbrücken, Bruchsal und Durlach zu betrachten: „Der Weg ist flach, doch erscheinen rechts die Vogesen und links erheben sich hier und da mächtige Berge mit Wald bewachsen oder mit Neben bepflanzt.“ Die einst so berühmte und immer wieder erwähnte „schöne Pappelallee“ von Durlach nach Karlsruhe wird mit Gefallen beachtet, doch die Residenz, „diese neue Stadt mit breiten Straßen gewährt, wenn man von Durlach kommt, keinen besondern Anblick. Die Häuser sind ein- und zweistöckig, die Straßen öde. Gegen den Markt und das Schloß zu wird der Anblick residenzmäßiger. Großer Marktplatz, protestantische Kirche, Rathaus, hinten ein tempelförmiges Tor, dem Schloße gegenüber, nach dem alle Straßen sich hinlenken, so daß die Stadt einem Fächer gleicht. Winzige Pyramide, unter welcher der Gründer der Stadt ruht.“

Unter den „vorzüglichsten“ Gebäuden der Stadt findet nur die „katholische Kirche“ besondere Erwähnung; sie fiel namentlich auf als „schlechte“ — d. h. schlechte — Nachahmung des Pantheons, der „römischen Rotunde“, im übrigen genügt es dem Besucher, den summarischen Eindruck zu notieren: „Alles im sogenannten antiken Styl.“

Das Schloß wird prima Vista beurteilt als „weitsäufig, in der Mitte ein Turm, ohne Styl, aber ein schöner runder Platz umher, in der Mitte frei, an den Seiten mit Blumen und Orangen besetzt.“ Im übrigen hatten die Reisenden ein gutes Recht, sich müde zu fühlen von der langen Fahrt: „Wir gingen den Abend nicht mehr aus.“ Wo sie übernachteten, verrät das Tagebuch, gegen sonstige Gewohnheit, nicht.

Der neue Tag, 28. August, also ein Sonntag, galt dem Besuch bei Familie Haldenwang. Mit dem Hausherrn, Johann Christian Haldenwang, der als Kupferstecher und Radierer seit 1804 auf Veranlassung vom Badischen Großherzog in Karlsruhe lebte und arbeitete, war Wilhelm Müller schon von früher her bekannt; denn Haldenwang, von Geburt ein Durlacher (14. Mai 1770 geb., 27. Juni 1831 in Rippoldsau gest.), war von 1796—1803 als Stecher bei der Chalkographischen Gesellschaft in Dessau tätig gewesen.

Offenbar freute man sich hier herzlichst über den Besuch: die überaus freundliche Aufnahme „machte vergessen, daß wir in der Fremde waren.“ Dann gab es einen Orientierungsgang durch die „uniforme“ Stadt, die Akademie wurde gesehen — am Platz der heutigen Kunsthalle —, und in ihr „einige gute niederländische Gemälde, besonders einen schönen Quintin Messis, eine niederländische Wirtschaft vorstellend.“ Wobei Müller die „lockere Gesellschaft“ des Jan Sanders im Auge hat. „Katholische Kirche, Schloß, Schloßgarten pp.“ werden leider nur in Aufzählung registriert.

Damals war Beierthelm Ziel der Karlsruher Sonntags- und Familienausflüge, und so führten Galdenwangs nach Tisch ihre Gäste hinaus „nach Beierthelm“ — so schreibt W. Müller — und das zu ihrer offensichtlichen Zufriedenheit: „Schöner Waldweg, den links die Gebirge schließen. Das Dorf, eine halbe Stunde von der Stadt, ist ein besuchter Vergnügungsort.“

Um so weniger sagte das Schauspielhaus der Residenz zu: Theater, ohne Facade. Im Innern ruhig und ärmlich. Der Großherzog mit den Operadern. Die Militärlogen. Peter und Paul. Komm her. Mad. Haizinger in beiden Stücken die einzige ansprechende Erscheinung. Alles andere schlecht und mittelmäßig. Nermliches Ballett. Geschwister Taglioni fanden großen Beifall.“

Ueber die Stücke läßt sich nicht viel sagen. Die beiden Einakter „Peter und Paul“ und „Komm her“, eine „dramatische Aufgabe“ von F. v. Elsholz, sind längst vergessene Eintagsmadwerke, die auch die Kunst einer Amalie Haizinger (1800—1864) anspruchsvolleren Gemütern nicht genießbar machen konnte. Sein eigenes Urteil über die Tänzerin Marie Taglioni und ihren Bruder Paul hat Wilhelm Müller mit oder ohne Absicht für sich behalten.

### Fritz Knöllner / Fuchsparforcejaad.

Der Nachtwind blies über die Heide, und er war nicht allein. Er hatte den Regen bei sich, den unermülichen Regen. Auch die Heide war nicht allein. Eine dunkle Masse ging auf ihr, blieb stehen, ging weiter. Auch die dunkle Masse war nicht allein, sie hatte eine ganz niedere Masse bei sich, die vorlief, stockte und wieder vorlief. Die kleine Masse war ein Dackel, die große ein Mensch. Des Dackels Tätigkeit bestand darin, Löcher in der Heide zu finden, und des Mannes Tätigkeit darin, die Löcher zu stopfen.

Sieht, da ist ein Mann namens Old Bob. Liegt nicht faul zu Bett wie ihr, wenn der Nachtwind gegen eure Fenster klatscht. Sieht, da ist ein Dackel namens Kitty. Liegt nicht in einem seldenen Körbchen und rollt sich nicht tiefer zusammen, wenn der Nachtwind im Kamin zu jammern beginnt. Da ist eine Heide und Regen und Wind und eine Bärennacht, daß man glaubt, die Erde schwinden zu sehen in einem unseligen Graus. Dennoch laufen zwei auf ihr herum und vertreiben sich die Zeit damit, Löcher in der Heide zu finden und sie zu stopfen, als ob sie die Zähne eines reichen Mannes wären.

Doch umsonst pflegt der Mensch selten etwas zu tun, und Bob, sagen wir es ruhig, war keiner von denen, die den Menschen so ohnehin einen Gefallen erweisen oder der Heide, die nicht einmal „dankeschön“ sagte. Old Bob war ein „Earth stopper“, ein Löcherstopfer, und tat seine Arbeit im Auftrag einer Parforce-N. G. und sorgte dafür, daß auch Kitty das Ihre bekam, wofür sie wiederum gut stand mit dem eigenen rauchhaarigen Fell. Und da sie nun Löcher stopften, geschah das auch nicht der Heide zuliebe, sondern dem Fuchs zuliebe, damit er, sobald die Nacht vorüber und seine Jagd zu Ende, seine spitzbüßische Jagd, den Bau verrammelt fand und kein Loch in der Heide, in das er sich verflüchten konnte, wenn die Jagd der 60 Hunde und der 20 Jäger begann, die große Jagd, eigens dazu da, ihn, den kleinen Fuchs in die Enge, in die Zähne der Hunde zu treiben.

Gegen Morgen, weit früher als sonst, wurde der „Kennel“ der Parforce-N. G. lebendig, der Kennel der 60 Hunde, für den Lord N. 4000 jährlich vorausgabte hatte, 4000 Pfund, woran er zugrunde ging.

Die Stallknechte rissen die Türen zu dem großen, fliesenbelegten Schlafraum auf, und die Hunde krochen aus ihren Verhöhlen und liefen, ohne die „Feeder“ zu beachten, nach dem Pflanzungsjaal, einer offenen, regengeschützten Veranda. Nein, das Frühstück war noch nicht da, aber dort draußen glänzte der Himmel, windlos, unverrückt blau, und die Nacht war vorüber, war ausgelöscht, die abscheuliche Nacht und der schwarze, heulende Wind, der einen unversehens jaulen ließ, und die Jagd stand bevor, die herrliche Jagd, von der man schon als Welpen träumte, wenn das jahrhundertalte Blut in den Behängen quoll.

Und als die Knechte im steinernen Hof die Felle strahlten, war man nicht ungehalten, nur ausgelassen war man, schrecklich ausgelassen. Man sprang und blaffte, knurrte und biss sich, zum Bettvertreib nur, und Spear, der Führerhund, tat besonders wichtig, indem er darauf sah, daß die andern ihre Ruten zwischen die Hinterbacken klemmten, wenn er in ihre Nähe kam, und daß sie ihn vorließen, als es zum Fressen auf die Veranda ging, wo Pferdeweis und Grütze in riesigen Napfen dampften. Und manchmal schien es ihm ratsam, kräftig zu beißen, worauf der Bekrante das Fleisch aus dem Maule fallen ließ und jämmerlich schrie oder dem Führer an den Kragen fuhr, bis er bemerkte, daß der eben doch der Stärkere war.

Inzwischen war auch der Wärtler des „Kennels“, der „Huntsman“, aufgestanden, der die Geschichte der Hunde und die jedes einzelnen kannte, ihre Zeichnung und ihren Charakter, vor allem aber ihre Eignung zur Jagd. Mit klirrenden Sporen ging er einher und schaffte den Knechten dies und jenes an, und selbst,

Als letzte Sehenswürdigkeit wurde am nächsten Morgen, schon um acht Uhr, die evangelische Kirche in Augenschein genommen: Ihr „prächtiges Innere gleicht einem Concertsaale. Selbst die Kanzel ist versteckt und auf der Chorseite wie auf einem Orchester angebracht.“

Der Rest des Montagmorgens gehörte wieder bis zur Abfahrt nach Baden-Baden der Familie Galdenwang: Um 11 Uhr ging die Reise zusammen mit einer Tochter der Freunde, Amelie, weiter.

Doch nochmals lehrten Wilhelm und Adelheid Müller, in einigen Tagen der Umchau in Baden und Straßburg, in Karlsruhe an, um den 3. und 4. September hier zu verbringen. Aber von diesem Aufenthalt verlautet im Tagebuch gar nichts, außer daß man „fast ununterbrochen bei Galdenwangs“ sich aufhielt. Von der Stadt kein Wort mehr weiter.

Viel Belangreicheres war dann über den Stuttgarter Besu zu schreiben, wo Gustav Schwab die beiden erwartete: Stuttgart ergab ihnen erst den geistigen und künstlerischen Höhepunkt der ganzen Reise.

in seiner Gegenwart waren die Hunde weit süßamer; selbst Spear belieh es bei wilden Blicken und heimlichem Knurren.

Draußen saßen die Damen und Herren in roten Röcken und weißen Hosen, stücker zwanzig, im Sattel, die Pferde scharren mit blanken Hufen die Erde, stiegen hoch und wickerten dem Morgen entgegen, und hätten die Herren nicht geschwätzt und die Damen nicht gelacht, daß man ihre weißen Zähne sah, hätte man bemerkt, wie der Regen von den Gräsern tropfte und die Heide zu schimmern begann; denn die Sonne war nahe daran, den kühlen Neb der Heide zu wärmen. Und hätten die Herren und Damen sich nicht betrachtet, den Sportdreh und die sattgeröteten Wangen und die rußlos strahlenden Augen, hätten sie, den Feldstecher vor Augen, auf dem Bühl in der Heide, den ein mooriges Wasser umfloss, ein winziges Etwas, den Dackel Kitty erbedet, der dort wartete, bis die Jagd begann, die er wohl vorbereiten, aber nicht mitmachen durfte.

Merkwürdig, wie aufgeregt ich bin, mochte Kitty wohl denken, aber das ist immer so, wenn die Jagd beginnt, obwohl sie mich gar nichts angeht.

Die Gesellschaft setzte sich in Bewegung, voraus die Meute, weißbepelzt mit gelben, schwarzen und braunen Flecken, die Beine pfeilergerad, die Mute hochgehebt, die Nase in der Luft, zwischen und hinter sich die „Eupeltischer“, sodann der „Huntsman“ mit dem „Master“ der N. G., dahinter das „rote Feld“, breit aufgelockert, mit offenen Mündern und schnaufenden Pferden. Und plötzlich verschwanden die Hunde, die Heide hatte sie verschluckt, wohl ihr klaffendes Maul geöffnet und die Meute verschlungen. Dann aber sah man die Gräser und Sträucher zittern, sah man die Heide in Bewegung geraten, sah man sie fliehen, als ob ihr bange wäre vor den dumpf aufschlagenden Hufen. O wie aufregend war das. Vielleicht würde es der Heide gelingen, westwärts zu entkommen, dorthin, wo das graue Waldgebirge lag.

Ein Hund blaffte. Kurz, bestimmt. „Gefunden!“ hieß das. Die Meute antwortete. Kurz, bündig. „Drauf los!“ hieß das. Der „Huntsman“ blies ins Horn. „Sammeln!“ hieß das. Die Meute fuhr am Pferd des „Huntsman“ empor, lodhend, Blut in den Augen, bis der die Richtung wies, wo „Yes“ angeschlagen hatte. Die Hunde prellten nach vorne in einem gestreckten Galopp, die Pferde hinterher, weit ausgreifend, etliche kurz los-trompetend. Bald aber mäßigte sich die Fahrt, und gerade die besten der Hunde gerieten nach hinten.

„Sehen Sie, Master,“ rief der „Huntsman“, „Yes, Spear, Lady, Byron, Nash, Kit, Vet und Dutz Egen keine Lust mehr.“

Der Master zuckte die Achseln.

„Das macht,“ rief der „Huntsman“, „daß sie einen Anfänger von Fuchs vor sich haben.“

Im selben Moment geriet der linke Flügel in Hitze. Er hatte den Fuchs gefasst. Die Pfeife zwischen den Zähnen, fauste der „Huntsman“ in den Knäuel hinein, hob den togeöffneten Fuchs in die Höhe, schnitt ihm die „Standarte“ ab, warf den Balg unter die Hunde und hielt die Trophäe den Jägern entgegen, die den billigen Sieg verlegen zur Kenntnis nahmen.

Die Sonne stieg über die Heide empor. Blüthe und Kräuter tranken ihren Glanz und ihre Wärme. Die Jagd zog weiter in die Heide hinein, stumm schnaufend, den Dampf der Köpfer über die Sträucher blasend.

Lange war man geritten, als Dicky kurz laut gab. Der Fuchs lief gegen die Sonne. Von deren wachsendem Feuer geblendet, konnten die Reiter kaum sehen. Das Tempo indessen wurde immer bedrohlicher, da nun die besten der Hunde an der Spitze standen. Wärend setzten die Pferde über Heden, Gräben und Felsen weg. Hier hob es eine Dame vom Sattel, dort stranchelte ein Pferd an einer Laichenföhre und der Reiter fiel ins Heide-

traut und rief sich das Antlitz. Daneben richtete sich ein anderer auf und trock auf allen Vieren, und dort, an einem Wacholderstrauch, hing lachend eine junge Blondine. Die anderen waren schon weiter, weit vorne, wo der Himmel die Heide berührte, und wenn eines fiel, war das nicht anders, als ob ein Heubock im Gras verdufte.

Die Hunde waren sehr bei der Sache und ließen das „Feld“ mehr und mehr hinter sich. Plötzlich aber stoppten sie, rannten hierhin und dorthin, ratlos stöbernd und scheltend. Allem Anschein nach war der Fuchs auf seiner Spur zurückgelaufen und dann über einen Graben oder Geröll geseht. Doch im selben Moment, da das „Feld“, die Erde hart stampfend, zur Meute gelangte, bestärkte „Ladn“ von neuem die Fährte und presste nach Süden, worauf sich das Feld in einem Bogen sehr mühsam hinter die Meute legte.

Wahrhaftig, das war ein anderer Fuchs, ein alter, britischer Fuchs, der von Sonnenaufgang bis Untergang lief, ein hagerer, feldgerechter Geselle, der seine Klanken im Schlehborn kammte, seine Feinde sonnwärts blendete und die Spur im Felsgeröll fligte.

Vier Stunden hatte die Jagd schon gedauert, noch immer führte der Rote. Die Pferde erschlafften, etliche Hunde wurden verdrossen und führungslos, aber die besten zeigten erst jetzt, was sie vermochten. Wie Stangen, mit denen sich ein Skiläufer von der Schanze in die Tiefe schwingt, griffen die Beine aus, flatternd

hingen die Zungen hervor, dunkel und hell läuteten die Stimmen zusammen, richtunggebend, zum Härtesten entschlossen, metallisch-rau, in sich die Kraft jahrhundertstarker, jagdgewohnter Ahnen.

War das eine Jagd! Kitty, der Dadel, mußte Beifall klaffen, auch wenn er nicht wollte. Bravo, Fuchs! Wieder hatte die Meute die Spur verloren, reiserte schimpfend im Gestrüpp herum, und nur noch ein paar von den Reitern, eine Handvoll bloß, kam auf und rief den Hunden Besinnung zu. Vergebens. Die Spur schien ausgelöscht und weggeblasen.

Da plötzlich brach das Gebüsch vor Kittys Nase. Etwas Rasches jagte ins Heidekraut. Der Fuchs war's, der den Moorbach durchrudert, die Bitterung abgeschwemmt hatte, den insamen Geruch aus Blut, Angst und Verzweiflung.

Ganz matt war der Fuchs, seine Lichter glanz- und hilflos. Zupacken hätte Kitty, ihn erwürgen können, sehr leicht. Sie dachte auch im ersten Augenblick daran, dann aber spürte sie so etwas wie ein Innoverbundensein.

Behutsam schlich sie hin, bechnupperte die schwerjappenden Klanken. Der Fuchs rührte sich nicht, sah sie nur matt und prüfend an.

Und plötzlich rollte sich Kitty zusammen, dicht neben ihm und wärmte ihn fachte. Der Fuchs versuchte zu wedeln, sogleich aber fielen ihm die Augen zu, und wie er nun schlief, ruhig und fest, hörte man fern über dem Bach die Hörner blasen.

Die Parforce war zu Ende.

## Hanns Baum / Stetten am kalten Markt

Im Lande Baden gibt es sieben Stetten; es sind lauter Dörfer, und eines davon, das zum Bezirk Mestkirch gehört, heißt am kalten Markt, so benannt, weil es dort zulande kühl ist, wenn nicht kalt. So mag es im Laufe der letzten Jahrzehnte gekommen sein, daß die Gegend dort das „Badische Sibirien“ getauft worden ist. Man nimmt an, daß diese Bezeichnung von jenen Soldaten stammt, die in der Nähe Stettens lagerten und übten. Denn vom Jahre 1913 bis 1920 wimmelte es auf dem Heuberg von Soldaten jeglicher Gattung.

Der Heuberg an sich ist ein langgestreckter Höhenzug mit Dörfern und einigen aussichtsreichen Bergen, von denen der Dreifaltigkeitsberg und der Lochen die bekanntesten sind. Ehemals hatte es der Bauer dort schwer, dem Boden das Notwendigste abzutrocknen, denn der feine Grund mußte erst gefügig gemacht werden. Mit der Zeit gelang es dem Landwirt, der Scholle Herr zu werden. In Füßen dieses Heubergs liegt in der Höhe von 800 bis 840 Meter Stetten am kalten Markt. Das Dorf ist uralt, denn es wird bereits 799 in einer Urkunde erwähnt, worin die Herren von Hohengeroldseck den Ort an das Gotteshaus Reichenau vergaben. Dann saßen hier die Herren von Hochberg... es ist nicht nötig, diese Herrschaften alle aufzuführen, die hier Besitzungen hatten... Oesterreich war ebenfalls einmal damit beehrt, einer der Fugger, bis Salem an die Reihe kam. Mit Auflösung dieses Stiftes fiel die Herrschaft Stetten an das Großherzogtum Baden.

Das ist über hundert Jahre her. Ackerbau und Viehzucht ernährten zuerst die Leute, die hier ihre Heimat gefunden hatten, dann kehrte in einzelnen Häusern die Hausindustrie ein, wie Weißstickerei, und als im Jahre 1913 die Volkshaus nach Stetten zog, daß vor dem Nordeingang des Dorfes ein Militärlager errichtet werden sollte, da horchten die Leute auf, denn nun sollten sie aus der Einformigkeit ihres Daseins gerissen werden. Langsam stieg ein Haus nach dem andern aus dem Steinboden, bis es hundert Häuser waren. Verkaufsläden öffneten ihre Pforten, Bäcker und Metzger ließen sich nieder, zwei Hotels entstanden... das wirtschaftliche Leben Stettens wuchs und blühte.

Dann kam der Krieg und es kamen die ersten Gefangenen. Es wurden Stachelbrüste gezogen, es erschienen Russen und wieder Russen. Die peinliche Ordnung, die deutsche Soldaten gehalten hatten, war zum Teufel gegangen... man bedenke: 20000 Russen! Nach dem Kriege war hier noch ein Jahr lang das Durchgangslager, es war ein ziemlich kunterbuntes Durcheinander. Und die Stettener machten lange Gesichter, da die gute Zeit für sie vorbei war. Da erschien eines Tages von Heidelberg und Karlsruhe eine kleine Gruppe von Frauen und Männern, die das Badische Landesfinanzamt geschickt hatte. Die Führerin war Frau Dr. Baum aus Heidelberg, die eine Förderin der Wohlfahrtspflege auf dem Lande war. Was wollten diese Menschen hier oben? Sieh das Lager an und seher, ob man nicht ein Kindererholungsheim daraus machen könne. Denn nach dem Kriege war die Not groß; die Kinder hatten keine Milch, die Großen kein Brot. Die Wohnungen reichten nicht mehr aus, die Kinderheime im Lande genügten nicht mehr. Da hatten die maßgebenden Behörden in Karlsruhe auf diesen Teil des Heubergs hingewiesen, und wenn es auch noch ausfah wie nach dem Dreißigjährigen Krieg: die Pionierarbeit ebler Menschen setzte ein und schon nach wenigen Monaten konnten die ersten Kinder aufziehen. Aus dem Truppenübungsplatz war ein Kindererholungsheim geworden. Der Heuberg ward zum Heilberg! Hunderte und Tausende Kinder haben sich

hier rote Baden geholt; kranke Buben und schwache Mädchen wurden hier gesund; Kinderfreundschaften wurden geschlossen, denn sie kamen aus allen Städten des Reiches, sie kamen von Flensburg, von Konstanz, sie kamen von Berlin, vom Rheine, und der Name Stetten am kalten Markt flog als nächste Station her und hin. Was wurde hier oben gesuttert, was wurde an Milch getrunken!

Von Karlsruhe kamen gleich im ersten Jahre 347 Kinder, und ein Blühendes Mädchen aus Karlsruhe beschrieb das Leben hier oben also: „Morgens stehen wir um ein halb sieben Uhr auf. Darauf ziehen wir uns an, legen unsere Betten aus und gehen in den Tagesraum, um uns zu waschen. Dann kämmen wir uns und nehmen unser Frühstück ein. Nach dem Frühstück machen wir unsere Betten, gehen dann spazieren, nehmen aber unser Beipackbrot mit, denn in der Höhenluft schmeckt alles viel besser. Wir lagern uns auf einer Wiese. Zuerst wird getrunken, dann gegessen, Spiele gemacht und zuletzt Blumen gepflückt. Alsdann brechen wir mit Sing und Sang auf, um bald darauf zu Mittag zu essen. Wir haben aber auch kleine Ehrenämterchen, wie z. B. spülen, abtrocknen, fegen und dergleichen. Also nach dem Essen wird gespült, gegesit und aufgeräumt. Dann wird geschlafen. Später trinken wir Kaffee mit Butter- und Marmeladebrot. Wir gehen dann wieder spazieren oder lernen auf dem Hofe allerlei Spiele. Bald darauf ist es Zeit, das Abendbrot einzunehmen. Darauf wird gespült, dann waschen wir uns gründlich sauber und gehen ins Bett. In demselben fegen wir uns ein wenig auf, singen ein Abendlied und beten. Morgens singen wir ebenfalls ein Lied und beten. Wir haben immer gutes und kräftiges Essen. Natürlich sind auch Schreder dabei.“

Aus diesem Bericht des damals 13 Jahre alten Mädchens, das nunmehr eine Blühende Jungfrau ist (vielleicht ist sie schon verheiratet?), geht nicht hervor, daß es oben kalt wäre wie in Sibirien... „in der Höhenluft schmeckt Alles viel besser.“ Diese Höhenluft hat die Kinder gesund gemacht und hat ihnen für alle Zeit ein Erinnerungsblatt geschenkt, das unverwundlich sein wird. Im August 1932 wohnten auf dem Heuberg 1879 Kinder und Erwachsende, die Angehörigen nicht gezählt. Und der Heuberg ward zum Treffpunkt von Lehrern und Erziehern. Es wurden psychologisch-pädagogische Kurse abgehalten, Turnkurse für Lehrerinnen und Schölerinnen, es gab eine Singwoche...

Der Heuberg ist nun zum Konzentrationslager für politische Schutzhäftlinge geworden. Was doch solch ein Platz alles erleben kann! Zuerst Soldaten, dann Kinder, nun Schutzhäftlinge! Man wird sich diesen Berg näher ansehen müssen, will man erfahren, wie das droben ist: man sieht in drei Länder: in Württemberg, in Baden und in Hohenzollern hinein. Es ist deutsches Land und diese deutsche Heimat ist schön! Der Sonne ist man näher, näher ist man nachts den Sternen und dem Lichte des Mondes. Die Winde rauschen kräftiger, die Hüfte sind würziger, man wird sich nach einer Stütze umzusehen haben, um dort Frühling und Sommer zu erleben. Freilich: man wird sich wacker durchzuschlagen haben, bis man sein Ziel: Stetten am kalten Markt, erreicht. Es gibt eine Reihe von Dörfern und Städtchen, die man durchwandern muß; Täler sind zu nehmen, man wird eben im Badischen, dann im Württembergischen, dann wieder im Preussischen sein, aber ein rechter Deutscher kümmert sich nicht darum, für ihn gibt es keine Grenzsteine mehr: wir stehen hier zwar am Dreiländereck, aber wir stehen auf einem der deutschesten Berge. Hier ist die rauhe Alb, nicht weit davon fließt die Donau!

## Henne Fath-Kaiser / Geschichten um Hebel

II.

## Die Belchenfahrt.

Immer steiler klettert jetzt der Geröllpfad neben dem lustig zu Tal springenden Wildwasser herauf. Die Sonne liegt im Kampf mit den Tannenwipfeln, die ihr den Eingang in die dunkelgrüne Schlucht verwehren wollen. Die Waiderer klimmen schweigend aufwärts, auch verwehren wollen. Die Wanderer klimmen schweigend aufwärts, auch aus der kantigen Stirne. Aber wenn er ein wenig stillhalten muß, um der erschöpften Brust Erholung zu gönnen, tritt ein Ausdruck beglückter Hingegenheit in seine Augen, das breite, offene Aemannengesicht ist wie eine Schale, die sich mit köstlichen Gaben füllt. Das Lichtspiel der Sonnenstrahlen beglückt ihn, das übermütige Schäumen des Wildwassers erfreut ihm Aug und Gemüt, er hängt den Blick an jeden stolzragenden Stamm, an jede phantastische Buschgestalt, er hat noch Zeit, nach rotleuchtenden Erdbeeren zu suchen, hier und da eine Blume zu pflücken und sorgfältig zwischen den Blättern seines Taschenbuches zu bergen als Beitrag zu seiner Sammlung der Belchenflora. Freund Hähig teilt treulich all seine Empfindungen, aber der Prorektor muß zum Weitergehen mahnen. Es gilt nicht nur den Belchen zu ersteigen, ein weiter Heimweg wird sich dehnen. Der Bammert schimpft dazwischen recht derb und beschuldigt die Freunde des Mordversuches, weil sie ihn diesen lästerlich bössartigen Weg führen, der ihn bei jedem Schritt auf dem lockeren Geröll wieder ein Stückchen zurückwirft.

Plötzlich weitet sich die Talschlucht zu einer smaragdnen Mulde, die, sonnbestrahlt und wasserleindurchmurmelt, wie die Herzgrube zwischen den Brüsten des Berges ruht. Ueber den Tannen aber schaute das Belchenhaupt zum Greifen nah hernieder. „Bigoicht, do sin mer so gli,“ rief Hans Peter erfreut, aber der Bistar Hähig lachte ihn aus: „So siehst mer us, Freundli, du wirtsch's verwarde chönne!“ Auch Ginttert zieht die Stirne kraus. Er weiß, wie sehr die kristallene Luft die Entfernungen zusammenschiebt, er sieht, wie nah, aber auch wie hoch der Bergscheitel vor ihnen aufsteigt, begreift, daß sie nicht wie bisher geradewegs den Hang hinaufklettern, sondern ihn auf Umwegen bezwingen müssen. In der Smaragdmulde liegen weit zerstreut einige Höfe und Hebel wird ausgeschickt, um sich nach einem Führer umzutun. Er kommt auch bald mit einem jungen Burschen zurück, dem die Hoffnung auf einen kleinen Verdienst vom vollen, knochigen Gesicht glänzt. Bargeld ist rar in den Muldenhöfen und goldeswert.

Der Weg taucht wieder in prachtvollem Hochwald unter, erreicht dann die Krinne, den Bergsattel, um nun, ins Müntertal hinuntersteigend, das Belchengebiet mit dem Rheintal zu verbinden. Aber die Wanderer biegen hier seitwärts, klettern auf bösen Wald- und Wildpfaden empor. Endlich lichten sich die Tannwipfel, die Baumgrenze ist erreicht, kahl wölbt sich vor ihnen der Riesenschädel des Berges. Der Führer wird verabschiedet, freudige Ungeduld treibt die Freunde vorwärts, und doch zwingt sie trunkene Entzündung immer wieder, stehen zu bleiben, sich umzudrehen, sich zu verlieren im Ausblick auf das grüne Gewoge der Berge, über die der milchige Dunst des steigenden Tages sich sanftiglich hinwellt. Hans Peter hat sogar den Einfall, rückwärts den Berg hinaufzugehen, um ja keinen Herzschlag lang auf den betörenden Ausblick verzichten zu müssen und bequem sich erst wieder zur üblichen Art des Vorwärtstommens, als er ins Stolpern gerät und nur durch das rasche Zugreifen Gintterts vor hartem Fall bewahrt bleibt.

In machtvoller Größe und Herrlichkeit, weit über seine Bergtrabanten hinaus hebt der Belchen sein Haupt in die Unendlichkeit der Lüfte. So unbefassbar in sich selbst geschlossen ruht die Höhe in erhabener Einsamkeit, als habe sie kein Menschenfuß berührt, seit sie auf Gottes Wort aus den verlaufenden Wassern stieg. Sicherlich kam auch ganz selten ein Mensch hierher; das Wandern war noch nicht Mode geworden, und auch die Bauern der nächsten Höfe mieden die stumm umbrauschte Höhe, auf der die Wolken ihre Geisterfeste feierten. Die Proteuserfreunde fanden den Steinhäusen unberührt, den sie bei ihrem ersten Belchenaufstieg als Altar und Denkmal ihres Belchentultes aufgerichtet hatten.

Wie jedesmal, ergriff sie auch heute die Verzückung der ungeheuren Schau. Lange standen sie unbeweglich, Gefäße der Andacht und glückseliger Empfangnis. Der Bammert rettete sich zuerst aus dem Gefühlsüberschwang zu substanzialeren Genüssen; er begann die mitgebrachten Mundvorräte einer vergnüglichen Musterung zu unterziehen. Da kehrten freilich auch die andern rasch zur nächsten Wirklichkeit zurück, sie spürten plötzlich nagenden Hunger, da sie sich in ihrer Gipfelsucht keine Zeit zum Frühstück gelassen hatten. Scheltend und lachend entrißen sie jetzt dem Bammert die allzugroße Beute und rasch verschwanden die bescheidenen Lederbissen hinter den gesunden Zähnen. Dann legte sich einer um den andern zurück ins wehende Berggras, von den Streichelhänden der Sonne und dem Schlummerlied des Höhenwindes eingelullt. Nur Hebel blieb sitzen, die Hände um die hochgezogenen Knie geschlungen, starrte er hinaus in die Weite, die braunen Augen feucht und glänzend, um den Mund Sättigung und Sehnsucht zugleich.

Neben ihm schlug Hähig schläfrig die Augen auf, lächelte hinauf in das Gesicht des Freundes. Eine Erinnerung an die gemeinsame Schulzeit erwachte. „Gelt, hier ist's schöner als in deinem Schmollwinkel im Hardtwald!“ Hans Peters Augen

dunkelten einen Augenblick, dann schmunzelte er: „Ja, wenn ich mich hier hätte fürs Examen vorbereiten können, wär's wohl anders ausgefallen.“ Hähig lachte: „Läusch dich nicht, Peterli, hier hättest du die Nase überhaupt nicht ins Buch gesteckt.“

Hebel nickte einsichtig. Dann machte er eine wegziehende Kopfbewegung, als wollte er eine Erinnerung verschonen. Aber die Bilder der Vergangenheit waren nun beschworen, sie schoben sich wie die schnellwechselnden Schimmerwolken in die Bläue des Tages. Es sah ein Stachel in Hebel's Seele, der schmerzte, wenn ein Wort ihn streifend berührte. Man hatte es einmal gut mit dem geschelten Buben gemeint, er hatte viele Wohlthaten empfangen, seine ganze Jugend hindurch: Freitische, Freiquartier, Erziehung, Belehrung und viel Bevormundung, seit ihn der Hofdiakonius Preuschen von der Schoppsheimer Schule hinweg an das Gymnasium in Karlsruhe gebracht hatte. Nur eines hatte ihm niemand geschenkt: Verständnis für seine Sonderart. Das zeigte sich nach seinem theologischen Examen.

Die Schulzeit war unter dem Zeichen bester Fortschritte gestanden. Reiche Geistesgaben prophezeiten eine ausgezeichnete Entwicklung, hervorragende Berufslaufbahn. Jedermann erwartete Besonderes von dem jungen Hebel, nur um dieser Zukunftsaussichten willen hatte man sich da des armen Weberhübchens angenommen. Aber keiner dieser Gönner, Pädagogen, Psychologen merkte, daß die guten Schulergebnisse des Knaben nicht einem grabenden, scharfen und zähen Verstande, auch nicht einem gierig unermüdlischen Fleiß, sondern einer weit offeneren Seele, einem liebevollen Gemüt entsprangen, die nicht angriffslustig und hartnäckig um Wissen und Erkennen kämpften, aber sich aus Güte und weltfrohem Vertrauen heraus allen Dingen, die an sie herantraten, mit Interesse, Wohlwollen, weiter Aufnahmefähigkeit zuneigten. Die Schule forderte ja noch kein allzu tief-schürfendes Eindringen in die Wissenschaft, sie will eine gute Allgemeinbildung vermitteln als die Grundlage für das spätere Spezialstudium. Die Wissensmasse wird noch zum großen Teil an den Schüler herangetragen, es liegt an ihm, wieviel er von dem Gebotenen aufnehmen kann und will. Das Aufnehmen aber war Hebel's Stärke. Anders gestaltete sich die Lage mit dem Eintritt des Universitätsstudiums; wer sich hier nicht über das Dar-gebotene hinaus zu selbständiger Arbeit entschließt, wird nie hervorragenden Erfolg erringen. Hebel's weiblich passiver Natur lag nun die anstrengende methodische Denkarbeit nicht, er warf die dicken Folianten nach gutwilligem Anlauf bald wieder zur Seite und flüchtete hinans zu Gottes ureigenstem Lehrbuch. Dazu kam dann freilich die Ungebundenheit des studentischen Lebens, die erstmalige Losgelöstheit von der engenden Oberaufsicht der Erzieher. Und wenn Hebel auch ein sehr armer Theologe war, dem durch die Vermittlung des Pflegevaters Preuschen mehrmals von der geistlichen Behörde einen Vorstoß auf seine zukünftigen Bezüge gewährt werden mußte, weil sich der Vormund Wehrer in Dauten dauernd als harthörig erwies, sobald er dem Studenten Zuschüsse aus dem kleinen mütterlichen Vermögen zukommen lassen sollte, so suchte eben die Lebensluft des jungen Mannes nach solchen Freuden, die auch ohne Inanspruchnahme des Geldbeutels erreicht werden konnten. Eine in sich reiche Seele, die ihre eigene Fülle in der Außenwelt spiegelt, findet deren genug. In diesen Jahren entwickelte sich Hans Peters Naturliebe, sein Naturverständnis, seine Wanderlust. Befah er kein Geld, um nach seiner Universitätsstadt Erlangen oder von dort in die Ferien nach Hause zu fahren, so verirrte er sich seinen wanderfrohen Füßen an und weitete den Weg zur richtigen Reise aus, erfüllt von jener Fernsehnsucht des Schwarzwälders, den es immer hinauszieht, weil er die Heimat unverlierbar in sich trägt.

Kein Wunder, daß bei solcher Veranlagung die zur Prüfung nötige Wissensmasse nicht besonders groß sein konnte, da half auch ein Dösen in letzter Stunde nicht mehr, die Föhren im Hardtwald, wo sich Hebel schon in seiner Gymnasiumszeit gern in ein verlassenes Gärtlein zurückgezogen hatte, wußten dem Kandidaten keine Offenbarungen zuzuräumen. So mußte der Prüfling die hohen Erwartungen seiner Gönner enttäuschen, er trug keine Prüfungsnote davon, die dem Empfänger so vieler Wohlthaten angestanden hätte. Vorbei war es da mit allem Wohlwollen, aller Gönnerschaft.

Hebel, der jeden Menschen mit bereitwilligem Mitgefühl umfing von jedem das Beste glaubte und erwartete, litt unter dem kleinen Versagen seiner Gönner, aber er kämpfte nicht, bettelte auch nicht um die Wiedergewinnung der guten Meinung; da man ihm keine Stelle zwies, suchte er ein Unterkommen als Hauslehrer bei dem Pfarrer von Hertingen, und nach jahrelangem Warten als Pözeptoratsvikar an das Pädagogium Lörrach berufen, pries sich der Anspruchslose glücklich, daß er seine Berufslaufbahn gerade in der Heimat beginnen durfte.

(Fortsetzung folgt.)